Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 39 (1963-1964)
Heft: 8

Artikel: Es geht auch ohne Ellenbogen : Erlebnisse eines Photoreporters
Autor: Lang, Candid
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1073794

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Erlebnisse eines Photoreporters

Es geht auch ohne Ellenbogen

Von Candid Lang

Eigentlich hätte ich Pfarrer werden wollen. Mit Hingabe las ich im Gymnasium das Neue Testament auf Griechisch, und mein Pfarrer, Dr. Peter Vogelsanger, der damals noch in Schaffhausen predigte, war mir ein Vorbild in dem, was man mit dem wenig sagenden Worte «Seelsorge» bezeichnet.

Aber mein Vater hätte es nicht ertragen, wenn der Sohn studiert hätte. Zum Glück konnte ich ihn wenigstens davon überzeugen, daß ich wahrscheinlich kein idealer SBB-Angestellter würde.

Vor allem interessierte mich damals der Film und das graphische Gewerbe. Ich schrieb Filmkritiken und besuchte eifrig das Kino. Und nach langem Hin und Her fanden wir endlich etwas Passendes: Das Photogeschäft Richard Aschwanden in Altdorf suchte einen Stift.

Mein Lehrmeister war ein feiner Mensch, wenn auch nicht gerade gesprächig.

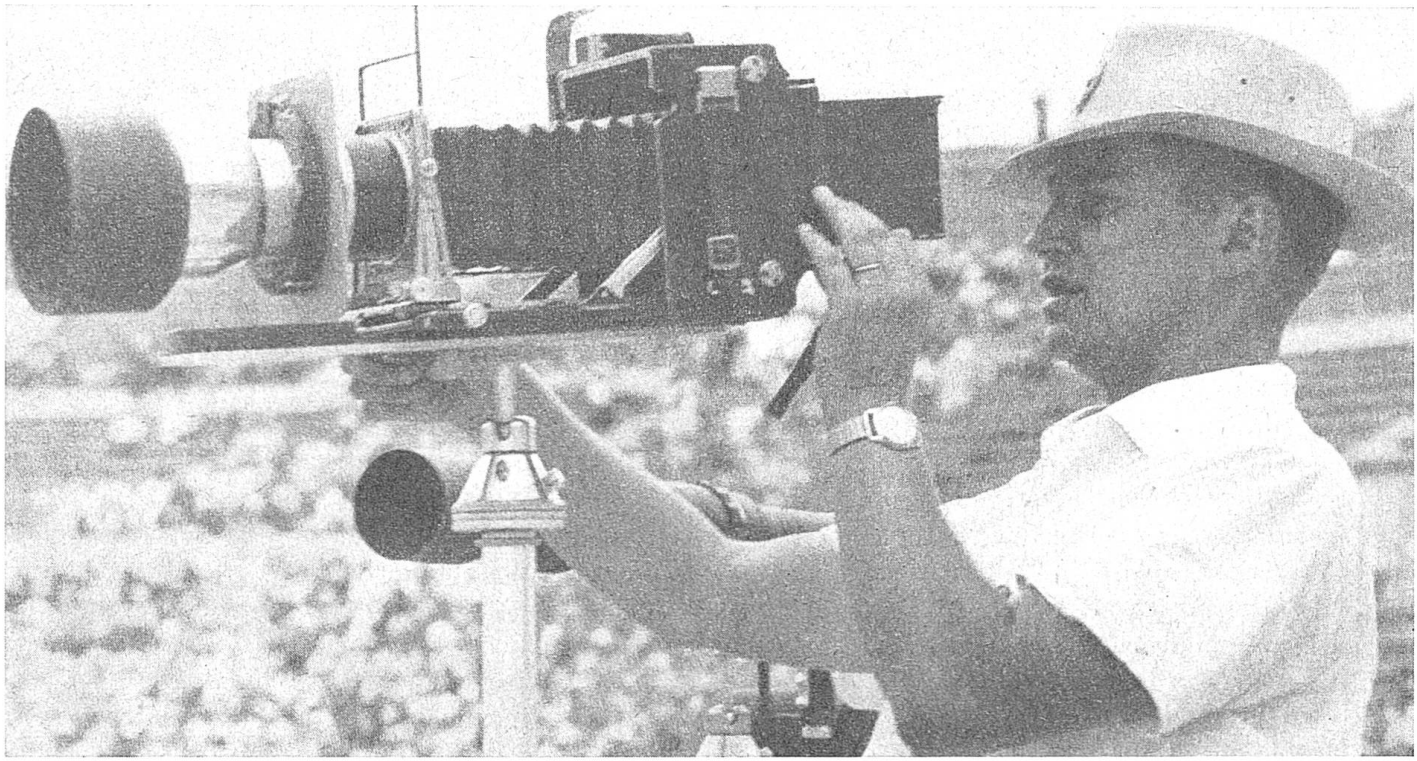
Vom Morgen bis zum Abend hatte ich Amateurbilder zu entwickeln, flotte Familien in Reih und Glied, die Köpfe oder Beine aber meist zur Hälfte abgeschnitten. Manchmal war, als besonders witziger Einfall, allen Konterfeiten eine Bierflasche in die Hand gedrückt worden.

Oft konnten unsere lieben Kunden nicht verstehen, warum die Photo nicht besser geraten war, und ich hatte die größte Mühe, ihnen zu erklären, daß dort, wo nichts auf dem Film ist, trotz guter Entwicklung auch nichts hervorkommen kann.

Bald rückte ich zum Assistenten des Chefs für Hochzeitsreportagen auf. Das Wichtigste dabei war, daß man an dem Fest möglichst viele Leute auf ein Bild bannte. So konnte man Filme sparen, und jeder war zufrieden, wenn er nur seinen Kopf in einem Haufen anderer entdeckte. Meine Aufgabe dabei war, mit den nötigen Lampen und Kabeln umherzuwandern, darauf zu achten, daß niemand über die Schnüre stolperte, sie über viele Meter nachzuziehen, neue Stecker zu suchen und dazustehen als lichtspendende Säule mit weit ausgebreiteten Armen.

Viel persönlicher ging es bei den Portraitaufnahmen von Hochzeitspärchen im Atelier zu. Einmal kam ein Bauer aus dem Schächental zu uns, der eine Österreicherin heiratete. Dabei stellte sich ein gewaltiges Problem: Der Bauer war sehr klein, schmächtig und unscheinbar, seine Braut aber eine wahre Matrone, fast so kolossal wie ein Kleiderschrank und mindestens zwei Köpfe größer als er. Wir studierten, pröbelten, versuchten das Paar aus einem günstigen Winkel aufzunehmen, aber es wollte einfach nicht gelingen, dem Manne die ihm zustehende Bedeutung zu geben. Schließlich kam der Meister auf die blendende Idee, unter unseren alten abgeschabten Atelierteppich einen Schemel zu stellen, den Bräutigam darauf zu postieren und den so geschaffenen Hügel mit recht vielen künstlichen Blumen zu verkleiden. Es war eine Riesenarbeit, aber sie lohnte sich. Die beiden freuten sich riesig an der Aufnahme.

Schon bald wurde ich allein auf die Hochzeitspaare losgelassen. Ich sollte meine Erfahrungen machen! Ich hatte noch keine Ahnung, wie man mit den riesigen Glasplatten umgeht, auf die das Bild aufgenommen wurde. Etwas nervös darüber, daß ich das noch nicht kapiert hatte, erklärte mir der Chef kurz, ich müsse die aufgerauhte Seite der Glasplatte in der Richtung auf das Objektiv einlegen. Gut, so legte ich sie ein. Als ich dann aber in der Dunkelkammer mein Werk entwickelte, sahen die guten Leute halt aus, wie wenn sie gestrickt wären. Ich hatte die Platte den Anweisungen folgend eingelegt, aber nicht daran gedacht, daß noch eine Lichthof-



schutzschicht darauf angebracht war, die noch rauher als die eigentliche Photoschicht ist. Dadurch kam diese wunderbare Rasterwirkung zustande.

Als ich Herrn Aschwanden das Unglück beichtete, nahm er die Platten in die Hand, betrachtete sie und . . . schmetterte sie mit voller Kraft auf den Ladenboden, wo das Hochzeitspaar in hundert Teile zersplitterte. Dann schlug er die Türe zu und sagte kein Wort mehr zu mir.

Ich glaubte, nun sei es wohl fertig mit der Lehre, und ratschlagte mit meiner Arbeitskollegin, wie das Unheil abzuwenden wäre. Wir beschlossen, eine raffinierte Photomontage zu erstellen, und suchten in unserem Archiv nach alten Photoplatten, auf denen eine der Aufgenommenen einigermaßen ähnliche Frau war. Auf anderen Platten suchten wir einen passenden Schleier, ein Brautkleid, ein Brautbouquet, Schuhe, Hände und Hintergrund und klebten das alles ganz ordentlich zusammen. Als Köpfe wurden die richtigen eingesetzt, nachdem wir sie tagelang retouchiert hatten. Fast eine Woche hatten wir an dieser Höllenarbeit. Als das Werk fertig war, zeigten wir es dem Chef. Aber er war (leider) viel zu anständig, dieses Zeug den Leuten anzuhängen.

«Häsch eine dinne?»

Für meinen eigenen Gebrauch hatte ich nur eine sogenannte «Camera obscura», die ich mir aus einer alten Schuhschachtel selbst zusammengebastelt hatte. Das ging so: Die Schachtel überklebte ich innen mit mattem, schwarzem Papier. Als Objektiv diente ein Löchlein, das ich mitten in die eine Schmalseite stach. Auf der gegenüberliegenden Schmalseite wurde in der Dunkelkammer ein Filmstück mit Leukoplast im Innern der Schachtel befestigt. Die ganze Einrichtung war auf ein Stativ montiert. Nun mußte man nur den Finger auf das Löchlein halten, das Motiv auswählen, dann das Löchlein für etwa eine Viertelstunde offenlassen – und das Bild war fertig.

Von ganzem Herzen beneidete ich an der Gewerbeschule meine Kollegen, die mit einer Rolleiflex hantieren durften. Eines Tages kam aber auch für mich der große Augenblick: Mein Chef drückte mir eine Leica in die Hand und sagte, ich solle damit die Altdorfer Fasnacht photographieren. Wie ein Weltwunder hielt ich diesen technisch vollkommenen Apparat, von dem ich schon so viel gehört hatte, gut geschützt unter meinem Tschopen und begab mich an den Umzug.

Es war mir klar, daß für einen Reporter der Standort das Wichtigste war. So kletterte ich mit viel Mühe auf den großen Dorfbrunnen und knipste von dort aus wie wild drauflos. Alles wollte ich erhaschen. Mit lautem Getute und allerlei Lärminstrumenten versehen zog die «Chatzemusig» über den Platz. Mit enormem Stimmaufwand forderte ich die Masken auf, ihren Umzug etwas näher beim Brun-

nen vorbeizuführen. Und dann ging ich befriedigt nach Hause in unsere Dunkelkammer und öffnete den Apparat: Aber – kein Film war darin! Ich wagte mich kaum mehr ans Tageslicht. Von allen meinen Bekannten wurde ich gefragt, ob die Aufnahmen gut geworden seien, ob sie auch drauf seien, und immer mußte ich antworten: «Es war eben leider kein Film drin.»

Ich wurde zum Dorfgespött. Noch heute, wenn ich nach Altdorf komme, muß ich es von allen Seiten hören: «Häsch en Film dinne?»

Dieses Mißgeschick passiert einem nur einmal, aber andere gibt es noch genug, und man muß sie alle einmal erlebt haben.

In Altdorf kam ich auch mit den Tell-Spielen in Berührung. Von Leonard von Matt, dem heute so berühmten Photographen, lernte ich, daß das Land Uri künstlerisch beileibe kein toter Boden sein müsse. Sein Photobuch über den Kanton Uri liebte und schätzte ich sehr. Für seine Porträtaufnahmen bevorzugte er das Tageslicht. Wenn eine Gesichtshälfte zu schattig war, zog er seine Jacke aus und hellte die gewünschten Stellen mit seinem weißen Hemd auf. Vor allem aber bewunderte ich ihn, wie er sofort Kontakt mit den Leuten fand, sie mit ein paar Sätzen in seinem Nidwaldner Dialekt aus jeder verkrampften Situation herausbrachte.

Die andere Seite

Das tägliche Brot aber setzte sich nicht nur aus Hochzeiten, Fasnacht und Schauspiel zusammen. Auch die traurigere Seite des Lebens blieb mir nicht verborgen. Es herrschte damals noch der Brauch, Tote zu photographieren, von denen man ihr Leben lang kein Bild aufgenommen hatte.

Mit größter Selbstverständlichkeit schickte mich der Meister einmal in das Spital, mit dem Auftrag, den Xaver T. aufzunehmen, der gestern gestorben sei. Ich meldete mich am Schalter, und man gab mir dort den Schlüssel für den Totenraum. «Es ist der in der Mitte!»

Ich stieg in das unheimliche Zimmer hinunter und stand hier zum erstenmal einer Leiche gegenüber. Es war sehr kühl. Ein eigenartiger Geruch. Drei Särge lagen nahe beieinander. Ganz unmöglich, meinen Apparat so aufzustellen, daß nur ein Kopf auf das Bild kam.

So beschloß ich, die beiden Nachbarn etwas wegzurücken. Ich nahm den ersten Sarg in Angriff. Als ich ihn aufhob, fiel schon ein Gutsch Leichenwasser auf den Boden. Im zweiten Sarg lag ein großer, schwerer Mann. Ich konnte ihn fast nicht heben. Es gelang mir erst, den Sarg zur Seite zu schieben, als ich die beiden Stühle, auf dem er lag, abwechslungsweise am Kopf- oder Fußende unzählige Male um wenige Zentimeter wegrückte.

Endlich lag der Gewünschte frei. Ich knipste und verließ dann fluchtartig das Lokal. Aber ich hatte meine Sache gut gemacht. Die Angehörigen waren mit meiner Arbeit sehr zufrieden.

Ein anderes Mal wurde ich in einen Bauernhof in Bürglen gerufen, um dort einen Verstorbenen aufzunehmen. Mit einem gemieteten Velosolex fuhr ich wohl eine halbe Stunde lang durch den tiefen Schnee. Als ich endlich in die Stube trat, in der der Tote aufgebahrt war, liefen mir die Objektive immer wieder an. Ich putzte und putzte, setzte mich an die Seite der Leiche und vertiefte mich in das runzlige, leblose Gesicht. Aus dem Nebenzimmer drang das Murmeln des Rosenkranz-Gebetes. Endlich, nach einer halben Stunde, blieben die Objektive klar, und ich konnte das schöne, verklärte Gesicht aufnehmen.

Ungewohnte Sympathie

Um ein bißchen bekannt zu werden, schickte ich einmal einem deutschen Photomagazin eine Zusammenstellung einiger meiner Arbeiten mit einem kleinen Bericht «Erlebnisse eines Photostiftes». Zu meinem großen Erstaunen wurde der Brief mitsamt den Photographien sogleich abgedruckt. Und mit der Belegnummer erhielt ich sogar einen liebenswürdigen Brief vom Chefredaktor der Zeitung: «Sehr geehrtes Fräulein Lang! Wir haben uns über Ihren Beitrag außerordentlich gefreut. Ihre frischen Bilder haben meine ganze Sympathie ... Ich möchte Sie deshalb sehr gerne persönlich kennenlernen, denn es scheint mir, Sie sind ein Mensch, mit dem man Pferde stehlen kann.» Und dann kam ein ganz gewöhnlicher Heiratsantrag.

Der Irrtum klärte sich auf, als ich meinen Artikel las: Man hatte meinen Namen Candid, den ich damals noch Candide schrieb, als Candida gelesen und aus mir, wie die Überschrift sagte, eine «junge Dame des Nachwuchses» gemacht.

Dieser Erfolg, auch wenn er durch falsche Voraussetzungen zustande gekommen war, gab mir den

Mut, mich mit ganzer Kraft hinter die Lehrabschlußprüfung zu setzen. Und wirklich, ich machte eine der besten Prüfungen und erhielt von der Urner Regierung das Uri-Buch von Leonard von Matt als besondere Auszeichnung, und erst noch mit einer persönlichen Widmung.

In der Rekrutenschule kam ich zu den Artillerie-Beobachtern. Wir photographierten Hügel um Hügel, auf welche die Artilleristen zu schießen im Sinne hatten, und legten auf diese Bilder dann sorgfältig ein Koordinatengitter. Nach einiger Zeit wurde ich dann aber leider wegen eines Tumors im Oberarm vom Militärdienst befreit.

Ich stand nun da, ohne Geld, ohne Arbeit. Per Autostop fuhr ich nach Zürich und klopfte an die Redaktionstüre der «Woche». Man könne es ja einmal mit mir probieren, meinte der Redaktor, und gab mir den Auftrag, über die Jahrhundertfeier in Schaffhausen eine Reportage zu machen. Die Zeit war sehr knapp. Zwei Seiten wurden reserviert. «Und bis morgen abend haben Sie alles abzuliefern!» Die Reportage erschien unter dem Titel «Wie ein junger Schaffhauser das Fest seiner Heimat sieht», und mein erstes zünftiges Honorar betrug nicht weniger als 200 Franken.

Bald war ich aber, wie sich das so gehört, wieder auf dem Nullpunkt und suchte mir eine Stelle. Ich fand etwas in Bern in einem Atelier, das vorwiegend Warenhauskataloge zusammenstellte. Bis zur Verblödung photographierte ich Damentaschen, Spielzeug, Geschirr, Kleider und so weiter. Es war die schlimmste Zeit meines Lebens. Alles, was ich dort lernte, war die Beleuchtung der einzelnen Materialien. Es war furchtbar langweilig, nie in Kontakt mit Menschen zu kommen.

Der Silberlöffel

Ich hielt es nicht lange aus und zog mit meinen letzten Franken nach Belgien. In einem Altersheim kam ich als Hausbursche unter, funktionierte als Leichenrasierer, Metzger, Mauser, Maler und Gärtner und unterhielt die alten Leute mit allerhand Späßen. Am Morgen tanzte ich mit der sanftlächelnden Hundertjährigen zum Gesang «Sur le pont d'Avignon» vorsichtig ein paar Runden.

Nach einigen Monaten ging es weiter nach Norwegen, wo ich als Holzfäller Arbeit fand. Dabei lernte ich einen Förster kennen, der an der ETH studiert hatte. Er lud mich und zwei Kollegen von mir ein, seine Familie zu besuchen. Bald waren wir als Sensation im Dorfe wohlbekannt und wurden Abend für Abend von einer Familie zur andern herumgeboten. Die bestbezahlte Arbeit fanden wir in einer Zementfabrik, wo ich die Norweger als ein ganz besonders liebes und sympathisches Volk kennenlernte. Als wir genug zusammengespart hatten, um nach Hause fahren zu können, veranstalteten die Angestellten des Betriebes eine große Sammlung für uns. Und beim Abschied steckte uns der Direktor als Ergebnis davon ein dickes Kuvert zu.

Die Eiserne Hochzeit, einmal nicht auf dem Sofa

Auch die Frau, bei der wir wohnten, überreichte uns, als wir ihr adieu sagen wollten, ein kleines Päcklein, auf das sie mit zittriger Hand unseren Namen geschrieben hatte. Mit Tränen in den Augen stand sie unter der Haustüre und winkte uns, bis wir hinter dem Hügel verschwunden waren. Als wir sie nicht mehr sahen, öffneten wir das Päcklein und fanden darin das ganze Kostgeld, das wir ihr gezahlt

hatten, schön zusammengefaltet, so wie wir es ihr überreicht hatten. Daneben lag ein silbriger Suppenlöffel mit ihrem Monogramm – aus dem Besteck, das sie von ihren Kindern zur Diamantenen Hochzeit geschenkt bekommen hatte.

Wo sind die Neger?

Als ich wieder in der Schweiz war, ging in Luzern eben die Photo-Weltausstellung zu Ende. Ein letztes Mal traf ich dort den großen Photographen Paul Senn. Die ganze Welt hatte er bereist und mit seinen munteren Augen beobachtet. Er war einer der sehr seltenen Reporter, die den Text zu ihren Bildern selber zu gestalten wagten. Am meisten liebte er es, sich bei den Bauern auf Viehmärkten und Holzganten aufzuhalten. Er nahm sich meiner damals an, korrigierte und kritisierte meine Arbeiten, bildete sich aber dabei gar nichts auf seine eigene Kunst ein. Er war so ganz anders, als ich mir einen Photoreporter vorgestellt hatte: ruhig, besonnen und bescheiden. Er kannte das Leben, und er kannte die Menschen.

Noch einmal speisten wir zusammen zu Mittag beim Photographen Laubacher, aber Paul Senn war nicht mehr der Gleiche. Er wurde geplagt von einem Magengeschwür. Die Magenkrämpfe vergällten ihm das Essen. Einige Monate später ist er gestorben.

Endlich ging für mich die Türe zu einer Photoagentur auf. Unter vielen anderen Bewerbern wählte man mich. Ich mußte einige Bilder zeigen, vor allem aber stellte ich wahrscheinlich die bescheidensten Ansprüche.

Meine Arbeit begann.

Schon am ersten Tage steckte man mir ein geladenes Arbeitsprogramm zu. In der Einleitung dazu hieß es: «Im Zuge der photographischen Erschließung von abgelegenen Gebieten der Schweiz, in denen aber größere Bauwerke im Entstehen begriffen sind, oder bereits vollendet sind, aber auch dankbare Sujets anderer Gebiete liegen, haben wir nachstehend eine Route ausgearbeitet, auf der Sie neben den aufgeführten Punkten sicher weitere Raritäten entdekken werden und im Bilde festhalten können. Sie werden auch Gegenden durchfahren, die abseits der Postkartenlandschaften stehen und daher für unser Archiv ebenfalls wertvoll sind. Durch Erkundigungen an Ort und Stelle werden Sie möglicherweise auf manches stoßen, das bisher von der Presse nicht berücksichtigt wurde und daher einen gewissen Aktualitätenwert besitzt, wofür wir natürlich sehr empfänglich sind, wie auch für Aktualitäten im wahrsten Sinne des Wortes, die Sie zufällig antreffen werden. Rasche Filmspedition, in diesem Falle unter telephonischer Anzeige der Speditionszeiten, ist selbstverständlich. Ebenso tägliche Standortmeldungen, damit wir eventuelle Ereignisse in Ihrer näheren Umgebung mitteilen können. Wir bitten Sie, spezielle Sorgfalt den Legenden zu schenken, damit die Früchte der Arbeit den Einsatz lohnen . . .» Und so weiter.

Dann folgte das Programm, das ich Punkt für Punkt durchzunehmen hatte. Punkt 1 lautete. «Sie photographieren im Hauptbahnhof die aus Frankreich ankommenden Neger, die auf den Brünig weiterreisen.»

Eine Stunde später stand ich auf dem Bahnhof und wartete auf dem Perron des einfahrenden Zuges, wartete, bis der letzte Mensch aus dem Zug gestiegen war, aber von einem Neger war nicht die Spur, geschweige denn von «den Negern», die man mir empfohlen hatte. So stieg ich denn in den Zug, der nach Luzern fuhr, aber nichts war zu entdecken. Also, weiter auf den Brünig.

Endlich fand ich in einem Gepäcknetz ein liebenswürdiges kleines Negerlein! Ein zweites lag wohlig und warm gebettet auf einem Sitz gegenüber der Betreuerin der beiden Kinder, die mir etwas von ihrer Geschichte erzählte. Sie kamen aus Algerien, die Eltern waren tot, und nun waren sie durch das Rote Kreuz in die Schweiz gebracht worden.

Als die Kinder nach der Ankunft auf dem Brünig in ihren Zimmern die Zähne putzten, war ich fasziniert von den blendend weißen Zähnen der Negerlein. Es gab wirklich eine richtige Schwarz-Weiß-Photo.

Am nächsten Tag sollte ich um 9 Uhr morgens in Flüelen an einem Schwingerfest photographieren. Ich konnte nicht warten, bis die Sieger erkoren waren, und machte deshalb eine Gesamtphoto aller Favoriten, denn um 10 Uhr mußte ich bereits in Arth-Goldau am Turnfest sein. Über den Mittag knipste ich Sehenswürdigkeiten, Mittagessen war Nebensache, und zum Dessert mußte ich bereits in Hochdorf ein Familientreffen besuchen, zu welchem sich 300 Personen mit dem gleichen Namen aus der ganzen Welt zusammenfanden. Schließlich am Abend noch ein Fechtkampf in der Kantonsschulturnhalle

in Zürich, und um 21 Uhr mußten die Bilder auf der Agentur sein.

Die nicht geblitzte Glatze ...

Die Schweiz ist wahrhaftig ein festfreudiges Land, und das ist gut so, nur die Photoreporter haben es manchmal ein bißchen schwer, auf den vom Sonntagsausflügler-Verkehr vollgestopften Straßen vorwärts zu kommen.

Eine große Illustrierte hatte uns den Auftrag gegeben, vom Schweizerischen Tonkünstler-Fest in Zug Bilder der anwesenden Prominenz zu liefern. Höchster Ehrengast war Bundesrat Etter, und als zweiter von Bedeutung mußte auch Paul Sacher mit dem Herrn Bundesrat auf dem Bilde sein.

Blitzlichtapparate haben die Eigenheit, in den wichtigsten Momenten nicht zu funktionieren. Auch an diesem Festtag. Da nun aber glücklicherweise Ansprache auf Ansprache folgte, hatte ich genügend Zeit, bei sämtlichen Photogeschäften in der Stadt vorbeizugehen und zu fragen, ob sie mir einen Ersatzblitz hätten. Aber die Herren Kollegen fürchteten die Konkurrenz, und ich bekam keinen Blitz.

Zurückgekehrt in den dunklen Saal, suchte ich in meiner Verzweiflung den Abwart des Hauses. Er versprach mir, einen großen Scheinwerfer an der Decke umzumontieren und auf mein Zeichen hin die aufzunehmende Szene in helles Licht zu tauchen.

Jetzt galt es aber noch, den beiden auserkorenen Ehrengästen mein Vorhaben beizubringen. Wie atmete ich auf, als sich beide ohne weiteres einverstanden erklärten! Auf meinen Wink erhoben sie sich mitten aus der staunenden Menge, Licht überflutete die Szene, und lange, sehr lange mußte der Händedruck dauern für meine Zeitaufnahme. Ich war gerettet. Zu Hause allerdings haben dann die Laborantinnen Zeter und Mordio geschrien, weil sie den hell leuchtenden Kopf unseres Landesvaters beim Kopieren so lange nachbelichten mußten.

... und andere Prominente

Oft mußte ich an einem Tage so viele Prominente aufnehmen, daß es nicht gereicht hätte, zu allen nach Hause oder ins Büro zu gehen. Die Ehrendoktoren, preistragenden Künstler und die Hundertjährigen schienen sich manchmal geradezu verschworen zu haben. So blieb mir denn nichts anderes übrig, als von einer Stadt zur andern zu reisen und die Opfer telephonisch auf meine Ankunftszeit in den Wartesaal Zweiter Klasse im entsprechenden Hauptbahnhof zu bestellen. Und dort wurden sie dann schön der Reihe nach «geköpft», das heißt porträtiert. Eigentlich gelang es mir immer, die bestellten Photos heimzubringen, oft allerdings mit sehr viel Aufwand an Stimme, Kaffeehausbesuchen und Telephongeldern.

Manchmal nützte auch alles Reden nichts. So zum Beispiel bei Albert Schweitzer. Als er wieder einmal in Günspach im Elsaß in den Ferien weilte, wurde ich ohne jede vorherige Anmeldung zu ihm geschickt. Freundlich wurde mir von der Haushälterin die Türe geöffnet, ich wurde nach dem Grund meines Kommens gefragt, und bald stand ich im Studierzimmer des großen Mannes. Er lud mich ein, mit ihm das Mittagessen einzunehmen. Aber photographiert werde nicht. Er sei nicht ein Photomodell, und es werde ihm sehr übel genommen, daß er um seine Person so viel Publicité mache. Auch habe er einen eigentlichen Photoschock, seitdem er am Grabe seiner Frau in Lambarene von einer Reporterin plötzlich aus dem Busch heraus heimlich geknipst worden sei.

Am Nachmittag setzte sich Schweitzer ans Harmonium, und ich mußte neben ihm auf dem Bänklein Platz nehmen. Er spielte mir ein wunderschönes Bachkonzert. Ab und zu blinzelte er schalkhaft unter seinen herabfallenden Haarsträhnen zu mir herüber. Meine Hand zuckte nach dem Photokasten, aber ich durfte nicht. Unverrichteter Dinge kehrte ich zurück. Eine miserable Laune meines Chefs war das Resultat. «Hätten Sie doch wenigstens vor der Türe gepaßt mit dem Teleobjektiv!»

Kniefall vor Sophia

Nicht viel einfacher ist es mit Filmstars.

Eines Tages läutete ein Modehaus an, Sophia Loren probiere in diesem Moment in dieser Firma ein paar neue Modelle. Ein Reporter müsse die Dame beim Verlassen des Hauses im Bilde festhalten, und zwar müsse auch die Firmentafel mit auf dem Bilde sein. Hinrasen, die Situation ansehen und dann wieder warten und warten war eines.

Während ich gegenüber dem Ausgang halb versteckt lauerte, biederte sich mit mir ein kleiner

Geglückter «Überfall»

Knirps an. Seine Mama arbeite auch in besagter Firma. Er warte auf sie. Ich erklärte dem Buben mein Problem und fragte ihn, ob er mir helfen könnte. Selbstverständlich war er dabei. Wir entwickelten folgenden Plan:

«Du kennst die Sophia Loren?»

«Natürlich kenne ich die! Die sieht man doch immer auf den Heftli!»

«Also, die Sophia Loren ist jetzt in diesem Hause drin.»

«Das weiß ich!»

«Gut, also, wenn sie herauskommt, muß sie zwischen dem Tor und dem Firmenschild durch, und dann steigt sie wohl in ein Auto. Im Moment, wo sie an diesem Punkte steht, stürmst du auf das Tor los, läßt deinen Bleistift fallen, bückst dich, fällst um und verlangst von ihr ein Autogramm.»

In vier Sprachen trichterte ich ihm, so gut ich das konnte, die Bitte um ein Autogramm ein: «Please, let me have your autograph! Madame, s'il vous plaît votre autographe! Per cortesia, la Sua firma! Bitte, bitte, ein Autogramm!»

Endlich hatte er die Litanei intus, ich gab ihm einen Zettel, einen Kugelschreiber, und wir bezogen die Posten.

Bald war es so weit. Die Türe ging auf, Sophia trat heraus. Alles klappte wie am Schnürchen, aber ... als sie mich dann erblickte, fauchte sie wie eine Katze und verschwand in dem bereitstehenden Taxi.

So kam ich zu einem Autogramm von einem berühmten Star. Wo habe ich es nur hingeworfen?

Nicht überall, wo wir auftauchen, sind wir gerne gesehen. So erinnere ich mich eines schweren Lawinenwinters. Unsere Agentur hatte als erste die Meldung vom Lawinenniedergang in Pusserein im Prättigau erhalten. Sofort wurde ich in das abgelegene Dörfchen geschickt. Nach einem sehr schwierigen fünfstündigen Marsch erreichte ich todmüde die Stätte der Katastrophe. Mehr als einmal war ich bis an die Brust im Schnee eingesunken. Oben angelangt wollte ich sofort mit meiner Arbeit beginnen, um recht dramatische Bilder der verwüsteten Heimstätten nach Hause bringen zu können. Aber kaum hatten mich die einheimischen Bauern erblickt, wollten sie mich auch schon zum Teufel jagen. Das fehle gerade noch, daß ich mit dem Unglück, das sie ereilt habe, Geld verdienen wolle. «Hast du nichts Gescheiteres zu tun?»

So half ich denn lange Zeit, zusammen mit meinem Kollegen von der Wochenschau, der schon dort war, die verschütteten Kühe und den Hausrat ausgraben. Während der Arbeit erzählten mir die Leute, daß sie kaum noch Kleider zum Anziehen hätten. Alle ihre Habseligkeiten lägen unter dem Schnee.

Zum Schluß durfte ich dann aber gleich noch einige Bilder machen. Auf der Redaktion der Illustrierten erzählte ich das Erlebte. Es wurde notiert und gedruckt, und einige Wochen später vernahm ich, daß den Leuten viele wertvolle Pakete mit Wäsche und anderen nötigen Gegenständen zugekommen waren! So hatte ich mit meinem Besuch vielleicht doch auch etwas Gutes getan.

Was sind «Sensationen»?

In jedem Photoprospekt kann man lesen: Ein Bild sagt mehr als tausend Worte. In manchen Fällen stimmt das auch, aber einfach ist es nicht. Oft werden die Reporter wie lästige Fliegen von Polizisten und Funktionären von einer Unfallstelle verjagt.

Mein berühmtestes Bild

Denken diese Leute nicht daran, daß wir genau wie sie einen Beruf ausüben?

Nicht jeder, der eine Kamera umgehängt hat, ist von der Sensationspresse, und manchmal bemüht sich auch der Reporter, eine sogenannte «Sensation» nicht nur brutal und dokumentarisch festzuhalten. Ich glaube, das ist mir mit dem simplen Bild gelungen, das nach dem Absturz des Swissair-Schulflugzeuges in den Bodensee die Runde durch die Zeitungen machte: Es zeigte eine Hand über dem Rand eines Ruderbootes, die Nelken auf eine sich auf der Seeoberfläche spiegelnde Öllache fallen läßt. Sie gehörte der Braut eines verunglückten Piloten, der unten auf dem Seegrund den Tod gefunden hatte.

Mein härtester Kampf war wohl derjenige um ein Bild vom Überfall auf die Rumänische Botschaft in Bern, am 15./16. Februar 1955. Alle bedeutenden Zeitungen der Welt entsandten damals ihre Reporter in die Bundesstadt. Für die United Press wurde einer unserer Photographen hingeschickt. Am ersten Abend zeigten sich die Banditen auf dem Balkon des Botschaftsgebäudes und forderten die Reporter auf, ja nicht zu photographieren. Natürlich liefen in diesem Augenblick die Verschlüsse aller Kameras heiß, und natürlich wurden die Bilder sofort in alle Erdteile gefunkt. Aber unser Mann, ein Anfänger, hatte eben einen neuen Film in seine Rollei eingelegt, und wegen den drei Aufnahmen, die er gemacht hatte, wollte er ihn noch nicht herausnehmen. Das war für unsere Firma ein großer Prestigeverlust. Zur Verstärkung wurde dann auch ich nach Bern kommandiert. Lange Zeit passierte nichts. Scharenweise warteten wir Tag und Nacht, keiner traute sich wegzugehen, denn man wußte ja nicht, wie lange die Kerle noch ausharren würden.

Dann endlich kam der Moment, wo sich die drei ergaben. Die Polizei fuhr mit ihrem Gefängniswagen dicht vor die Haustüre, und die Chance, dort zu einem Schnappschuß zu kommen, war gleich null. Vor der Parkeinfahrt hatten sich stämmige Polizisten und eine ganze Horde erfahrener Berufskollegen mit starken Ellenbogen aufgepflanzt. Als kleiner, etwas schüchterner Benjamin zog ich mich zurück und stellte mich in etwa hundert Meter Distanz an den Straßenrand, ganz allein.

Die Kamera war bereit, auf einen Fünfhundertstel eingestellt und mit Blitzlicht versehen. Ich wollte wenigstens den Gefangenenwagen noch aufnehmen können. Just in dem Moment aber, als sich mir das Auto in gutem Polizeitempo näherte, pflanzte sich ein großer Polizist vor mir auf. Ihn am Kragen packen, zur Seite bugsieren, fluchen, aufstehen, Auslöser drücken, ging sehr schnell. Für die Entschuldigung brauchte ich dann etliche Zeit mehr.

Schleunigst fuhr ich nach Hause und entwickelte den Film. Es zeigte sich, daß ich durch das kleine Fensterlein des fahrenden Autos hindurch das Gesicht eines maskierten Attentäters erwischt hatte! Das Prestige war gerettet! Es hatte sich gelohnt, 36 Stunden zu warten. Das Bild machte den Weg um die Welt. Und ich erhielt doch wenigstens 20 Franken dafür!

Reisender mit Tannenbaum

Ein besonders gefühlvolles Kapitel sind die vielverlangten Weihnachts- und Silvester-Reportagen. Weil offenbar die Zeitungsleser wissen wollen, wie ein

Taxichauffeur, ein Sekuritaswächter und eine Bergbauernfamilie die großen Feste begehen, stand es in unserem Pflichtenheft, jedes Jahr diese Märchen zu illustrieren. Nachdem ich ein paarmal Pech gehabt hatte, indem die Leute vielleicht keinen Christbaum oder keinen Christbaum mehr hatten, entschloß ich mich, selber Christkind zu spielen.

Ich kaufte mir ein kleines Bäumchen, bekränzte es mit Quittenwürstchen, ein paar Kugeln und etwas Flitter und deponierte es im Kofferraum meines VW. Und dieses Bäumchen wurde jetzt überall aufgepflanzt und «laufen gelassen». Achten Sie einmal darauf, wenn Ihnen solche Idylle vor die Augen kommen! Sie werden bei genauerem Zusehen Überraschungen erleben! Mehr als einmal wurde einer meiner Arbeitskameraden zum großen Schauspieler, der, mit einigen Cognacs gestärkt, den verkommenen Trinker an der Bartheke mimte. Im Hintergrund aber stand der Christbaum, und das Bild wurde verkauft.

Einmal mußte ich auch auf den Säntis zu einem Werkwächter. Der Mann war dagegen. Er wollte keine Weihnacht feiern. Er habe andere Sorgen. Und schon gar nicht auf Kommando. Ein Christbaum stand aber doch in seiner Stube. Zum Glück hatte ich eine Flasche Wein mitgebracht, und so pokulierten wir zunächst ein bißchen miteinander. Nach einigen Gläsern war er soweit.

Dann einigten wir uns auf eine Retourreportage: Wir fuhren mit dem Christbaum ins Tal zurück und begannen von vorne, wie er den Baum auf den Schlitten lud, unter den verschneiten Tannen den Berg hinaufmarschierte, in die Stube kam, den Tannenbaum rüstete. Es war eine ergreifende Szene.

Aber nicht nur mit den Ärmeren habe ich die Festtage verbracht. Einmal wurde ich zu den ganz Steinreichen ins Palace nach St. Moritz geschickt. «La nuit des diamants» hieß das gewaltige Fest, an dem ich mit einigen Kollegen der Konkurrenz die perlengeschmückten Damen vom Adel, Prinzessinnen, Comtessen und Barone mit Zutaten in einer Gruppe versammelt zu photographieren hatte. Was etliche Schwierigkeiten bot, war die Beschaffung der genauen Titel und Namen für die Bildlegende. Selbstverständlich hatte ich mir für diese noblen Anlässe einen Smoking angeschafft. Die Gelegenheit, ihn zu tragen, war selten, und die 200 Franken, die ich dafür ausgeben mußte, drückten lange auf mein Portemonnaie, aber es war doch auch sehr in-

VEXIERBILD VON DER JAHRHUNDERTWENDE

Ah, da kommt ein Bote von der Geliebten!

Am Rande photographiert: Der schwedische Fünfkämpfer Ericsson, Favorit im Pistolenschiessen an der Olympiade in Rom — von seiner Frau getröstet.

teressant, diese obersten Tausend kennenzulernen. Auch geschlafen habe ich natürlich im Palace – in einer Badewanne.

Der Whisky, den ich auf meiner Spesenrechnung aufführte, war so teuer, daß ich in den darauffolgenden Jahren nie wieder an diesen blendenden Ball delegiert wurde. Aber immerhin hatte ich jetzt einen Smoking, und deshalb durfte ich einige Monate später am Filmfestival von Locarno teilnehmen.

Ich wohnte dort nicht etwa in einem Hotel, sondern fand Unterkunft in einem Zelt, das mir Bekannte auf dem Campingplatz hinterlassen hatten. Das Gelächter war groß, als ich, glattrasiert, gebügelt und geschniegelt, jeden Abend im Smoking aus dem Zelt kroch.

*

Nun, nach bald zehn Jahren dieser anstrengenden Tätigkeit habe ich mich endlich auf eigene Füße gestellt. Die Schule der Agenturphotographie war hart, aber ich glaube, diese Jahre der Anstrengung haben sich gelohnt. Wieviele berühmte und berüchtigte Zeitgenossen habe ich dabei flüchtig oder eingehend kennengelernt. Leid und viel Freud habe ich berufshalber miterlebt. Nur Ferien habe ich nie gehabt. Aber braucht man die?

Mein Beruf ist so faszinierend und interessant, er bietet soviel Abwechslung wie kein anderer. Er ist auch mein Hobby. Solange es mir vergönnt sein wird, möchte ich ihn ausüben, immer dabei sein am Nerv der Schweizer- oder manchmal sogar Weltgeschichte.

Das Leben ist reich. Ihm nachzugehen mit offenen Augen, anderen Menschen zu zeigen, was es alles gibt . . . das muß ich.